

**EUROPAVERLAG**

WOLFGANG FRANBEN

# *Mado*

ROMAN

EUROPAVERLAG

Für Enna

*»Denn das Leben ist ein verlorenes Gut,  
wenn man es nicht so gelebt hat,  
wie man hätte leben wollen.«*

GEORGE COȘBUC,  
rumänischer Dichter (1866–1918)



© Wolfgang Franßen, 2020

© 2021 Europa Verlag in Europa Verlage GmbH

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich,  
unter Verwendung eines Fotos von © Romvy/AdobeStock

Lektorat: Eva Weigl, München

Layout und Satz: BuchHaus Robert Gigler, München

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-95890-365-4

Alle Rechte vorbehalten

[www.europa-verlag.com](http://www.europa-verlag.com)

## SHOWTIME

Auf einem zerkratzten Holztisch lagen die Reste vom Frühstück. Eine braune Ledergarnitur in den Farben seiner Handschuhe. Blau-weiße Hocker in den Farben seiner Shorts. Schwarze Ringseile schmückten eine Wand. Fotos von Frauen aus Mosambique hingen am Külschrank. Aus seiner Zeit als Fahrradverkäufer in Afrika. Eine jener genialen Geschäftsideen, die sein Vermögen aufgefressen hatten. Es gab genug Teller und Tassen und Besteck. Nichts davon gehörte ihr.

Im Fernsehen über dem Kamin aus Styropor sprang das Publikum auf und klatschte frenetisch in die Hände. Der Sänger umarmte den Moderator, der Moderator den Gitarristen, und sie war so zugedröhnt, dass sie sich selbst umarmte.

Sie tanzte. Begleitet vom Klopfen gegen die Zimmerdecke unter ihren Füßen. Was konnte schon passieren? Ihr Boxer hatte sie eingesperrt. Sollten sie ruhig die Gendarmen rufen. Sie würden die Tür aufbrechen müssen, um den Ton leiser zu stellen. Vielleicht beschlagnahmten

sie auch den Fernseher. Sie würde weiter tanzen und tanzen und grölen, da für eine eigene Wohnung ihr Geld nicht reichte. Die Freiheit war kostspielig. Mado erschöpft von der Suche danach.

Sie hatte keinen seiner Kämpfe gesehen. Angeblich war er nie zu Boden gegangen. Damit ließ sich offenbar genug Geld verdienen, um sich ein Appartement mit Dachterrasse zu leisten. Zum Abschied hatten sie ihm einen Pokal für vierundfünfzig Kämpfe überreicht, in denen er nichts anderes getan hatte, als sich verprügeln zu lassen.

Fünfzehn gewonnen, sieben gingen ohne Sieger über die Runden. Bei den Niederlagen klammerte er sich an die Seile, bis die Kampfrichter ihn auszählten.

Viel konnte in seinem Kopf nicht mehr funktionieren.

Als der Moderator den nächsten Gast ankündigte, drehte sich der Schlüssel in der Wohnungstür. Wahrscheinlich der Concierge. Eine widerliche Schnecke, die von Wohnung zu Wohnung schleimte, um bloß nicht bei einem der Mieter anzuecken. Sie wurde enttäuscht. Sie hatte sich auf ein kleines Wortgefecht gefreut. Und was bekam sie? Einen mürrischen Enddreißiger mit vernarbten Händen, einer Metallplatte in der Schulter und einem bis zum Bauchnabel offenen Hemd.

Ihr stand eine Nacht voller Selbstmitleid, Prahlerei und hartem Sex bevor, in der es nur darauf ankam, wie lange er durchhielt. Am besten, sie schloss sich gleich im Bad ein.

Sie tanzte weiter, als bemerke sie ihn nicht. Er konnte ihr gar nichts. Sie war die Enkelin von Rosa Kaaris. Er hatte keine Ahnung, mit wem er sich da eingelassen hatte.

Als er sich auf die Couch fallen ließ, wechselte er das Programm. Auf der Suche nach einer seiner geliebten Tiersendungen. Obwohl das eher was fürs Nachmittagsprogramm war. Er zappte durch die Kanäle.

Keine Walrösser, keine Adler, keine Lemminge. Sie war schuld.

Sie tanzte einfach weiter. Niemand klatschte mehr. Also klatschte sie in die Hände. Sie war die einzige Tänzerin im Nachtprogramm des Appartements 4b. Das hatte einen Applaus verdient. Sie drehte sich auf die Terrasse hinaus und hörte in der gelb beleuchteten Straße aus dem Arabercafé einen Streit, riskierte einen Blick über die Brüstung. Nichts. Nicht mal eine Schlägerei. Sonst hätte sie ihn runterschicken können, damit er den Laden aufmischte, was seine Stimmung sicher gehoben hätte.

Wehe, man beachtete ihn nicht. Seine Verzweiflung, sein Leid, seine Besserwisseri. Dabei gehörte ihm alles. Wer war sie schon? In ihrer weißen Jogginghose, dem ärmellosen Shirt, das sie längst hätte ausmustern sollen, weil es ihm nicht gefiel.

Offiziell wohnte sie nicht mal in seinem Appartement. Sie habe sich eingezeckt, klebe an den Wänden, die Bettwäsche rieche nach ihr. Er ertrage sie nicht mehr, hatte er sie beim Frühstück angeschrien. Sie besäße nichts außer einem schönen Körper. Die schöne Mado. Warum sie nicht gleich anschaffen gehe, statt von seinem Geld zu leben? Sie sei ein Parasit. Ohne ihn ein Nichts. Was lag da näher, als sie einzusperren, um in Ruhe feiern zu gehen? Sie war nur ein Tier.

Im Fernseher berichteten sie über eine Schlammlawine, die einen Bus voller Touristen in einem Reservat unter sich begraben hatte. Wenigstens da bekam er ein paar Löwen zu sehen. Vielleicht machten die ihn ja glücklich.

Während sie auf der Terrasse rauchte, erzählte er ihr, wen er alles getroffen habe, zog das Hemd aus, als leide er unter Hitzewallungen, und warf es vor den Kamin. Ein Knopf rollte über den Boden. Seine Unterlippe zuckte. Er klopfte neben sich auf die Couch.

Sie leistete der Einladung nicht Folge, weil sie ahnte, was jetzt kam. Ein schöner Abend zu zweit. Er streifte die Schuhe ab, löste die Socken mit den Zehen von den Füßen, trat auf die Terrasse, packte sie und zerrte sie zur Couch. Sie war nur eine Herumtreiberin. Die er mit Drogen fütterte und die seine Merguez anbrennen ließ. Er riss den Halsansatz ihres Shirts ein. Billiges Zeug. Das hatte sie sich noch gekauft. Er bestand auf Qualität, auf Spitzenware, wenn sie schon sein Geld verschleuderte.

Mit der Hand griff er ihr zwischen die Beine und schob sie hoch. Sie lächelte, sagte ihm, sie habe eine Überraschung für ihn, er solle sich einen Moment gedulden.

Im Schlafzimmer drückte sie die Kleiderbügel auf dem Garderobenständer zur Seite. Sie hörte die Metro oberirdisch über die Gleise donnern. Im Fernsehen sendeten sie ein Journal. Die Bettdecke lag auf dem Boden. Fleckig von der letzten Nacht, als er ihr unbedingt Wein in den Mund hatte kippen müssen, um sich daran zu ergötzen, wie sie sich dauernd verschluckte.

Mit den Fingerspitzen strich sie über den einzigen Pokal, den er nach seinem Abschlusskampf überreicht be-

kommen hatte. Sie las die Widmung. Wie bei dem berühmten Vorbild streckte ein Boxer die Arme in die Höhe. Massiv und billig. Als Anerkennung für jemanden, der im Ring nicht einmal zu Boden ging.

Mado war fünfundzwanzig und von ihrer Großmutter nicht dazu erzogen worden, einen Herd zu bewachen. Sie hob den Pokal über den Kopf, als habe sie ihn selbst gewonnen. An einer Losbude.

»Bist du schon nackt?«, rief er.

Sie hatte längst den Respekt vor sich verloren. Nur noch Panik war übrig. Sie musste etwas von sich retten. Sie wog den Pokal in den Händen. Wenn eine ihn verdient hatte, dann sie. Sie war auch nicht zu Boden gegangen.

Im Wohnzimmer ließ sie ihm nicht die Zeit, sich umzudrehen. Der erste Schlag streifte seinen Kopf und landete auf der Schulter. Mit dem zweiten traf sie die Stirn. Mit dem dritten die Nase. Hart genug, dass er von der Couch glitt und sie anstarrte. Insgesamt waren es sieben Schläge, vielleicht mehr.

Der Zigarillo klebte in seinem Mundwinkel. Also schlug sie weiter zu, während sie gleichzeitig zählte. Bis zehn. Bis er regungslos dalag.

Einen Augenblick tat er ihr leid. Sie zog den Slip aus, den er ihr gekauft hatte, und wischte sich das Blut von den Füßen.

Es war sicher nicht die beste Lösung. Eine bessere war ihr nicht eingefallen.

## BESUCH

Wenn Rosa Kaaris an ihren Mann Matthieu dachte, befahl sie eine gewisse Schwermut. Er war der Sohn eines alleingesessenen Taxiunternehmers in Bordeaux gewesen, bevor er zur Bahn ging und mehr Fahrgäste von einem Ort zum anderen brachte als sein Vater in seinem ganzen Leben. Er war verrückt nach ihr gewesen, hatte alles hinter sich gelassen, um vor ihrer Tür aufzutauchen und stotternd zu gestehen, dass er nicht mehr ohne sie sein wolle. Das hatte so gar nicht zu ihr gepasst. Wie sie ausgerechnet an so einen Kerl gelangt sei, hatten die Schmuggler, mit denen sie Geschäfte machte, sie aufgezogen.

Von Grund auf ehrlich und rechtschaffen.

Matthieu besaß eine hohe Stirn, eine Nickelbrille und verdammt gute Manieren. Ein Sohn, der regelmäßig in die Kirche ging, aber das hatte sie niemandem erzählt, um es ihm in ihren Kreisen nicht noch schwerer zu machen. Er kontrollierte die Fahrkarten auf der Strecke Le Havre–Marseille. Sie sahen sich an seinen freien Tagen. Sie waren verheiratet und auch nicht verheiratet gewesen,

je nachdem, wie ihr danach war. Aber sie wurde geliebt. Unendlich.

Matthieu stellte nur zwei Bedingungen für die Hochzeit: Er wollte nichts von ihren Geschäften wissen, und sie würden zusammen in die Rue Lomenech ziehen. Ihre Ehe hielt fünfunddreißig Jahre.

Rosa schüttelte den Kopf. Fünfunddreißig Jahre.

Warum ausgerechnet dieser Mann so elendig an Krebs verreckt war, wollte ihr nicht in den Kopf. Sie ja, Serge auch, aber Matthieu? Dieser stille Mann, der kein Laster kannte, der sonntags Cadre spielte und sich nicht wie andere Männer beschwerte, wenn kein Essen auf dem Tisch stand.

Sie musste ihn alleine sterben lassen, weil sie im Gefängnis saß. Verurteilt für etwas, an dem sie keine Schuld trug. Serge war bei ihm gewesen. Sie hätte den Namen des Verräters, der sie ans Messer geliefert hatte, nur auszusprechen brauchen, doch das hätte bedeutet, dass auch Serge ins Gefängnis gekommen wäre. Einen einzigen Namen, um wenigstens am Begräbnis teilnehmen zu dürfen. Doch Rosa Kaaris hatte geschwiegen.

Egal, wie alt und verschrumpelt sie war, es gab nichts zu bereuen, sie würde alles wieder so machen. Im nächsten Leben, im übernächsten, selbst wenn sie auf der Stelle noch mal jung wäre. Es hatte ihr gefallen, den Staat um seine Steuern zu betrügen. Die neun Jahre im Gefängnis war sie klargekommen. Als sie freikam und alles sich verändert hatte, war sie auch klargekommen. Dass sie die Wohnung nicht mehr verlassen konnte, weil ihre Beine sie nicht mehr weit genug trugen, damit kam sie klar. Dass

ihre Tage gezählt waren, sowieso. Nur dass die Sommerprossen aus ihrem Gesicht verschwunden, in Altersflecken übergegangen waren, das ärgerte sie maßlos.

Rosa war groß und schlank und breitschultrig gewesen. Eine herbe Schönheit, der sie nicht nachtrauerte. Die Männer waren ihr mit Respekt begegnet. Sie hatte schon als Kind auf dem Hof ihrer Eltern gearbeitet und bemerkt, dass sie ein Geschick im Verhandeln besaß. Sie war nicht einmal vierzehn gewesen, als ihr Vater sie vorschickte, um ein Schwein zu verkaufen. Von dem Geld, das sie zusätzlich herauschlug, hatte sie allerdings nichts gesehen. Sie begriff früh, dass sie ihr eigenes Geschäft aufziehen musste, wenn für sie etwas übrig bleiben sollte. Mit siebzehn war sie schon nicht mehr auf dem Hof gewesen. Für einen Fischer stand sie auf dem Markt und sorgte dafür, dass sein ganzer Fang an einem Vormittag unter die Leute kam. Mit knapp zwanzig lernte sie einen Flamen kennen, der sein Geld mit bezahlten Leerfahrten verdiente, weil ihn die eigentliche Fracht nicht ernährte. Ein kleiner Betrug, den Rosa sofort einsah. Ihr konnte niemand weismachen, dass alle ihr Geld auf redliche Weise verdienten.

Der alte Leveque nahm sie schließlich unter seine Fittiche und brachte ihr alles bei. Er bezog schottischen und irischen Whisky ohne Steuermarke direkt von den Destillieren, versah sie in einem Schuppen auf einer Landstraße nach Concarneau mit den entsprechenden Siegeln und verschob sie nach Paris. Zu seinem Imperium gehörten Schnaps, Zigarren und Kaffee. In den Siebzigern hatte Rosa sich selbstständig gemacht und auf Medikamente

spezialisiert, die auf Frachtern aus Nordirland über Bord gingen. Auch Ärzte wollten schließlich Geld verdienen.

Allein in ihrer Zelle, hatte sie sich oft den Kopf darüber zerbrochen, warum sie so blind gewesen war, warum sie es nicht hatte kommen sehen. Der Kerl, der sie ersetzt hatte, war jünger, gieriger und brutaler gewesen. Nicht daran interessiert, sein eigenes Geschäft aufzuziehen, da sie ja über alle Kontakte verfügte. Mit gepanschten Medikamenten ließ sich mehr Geld verdienen. Ein unschlagbares Argument. Und er war ein Kerl. Als die ersten Patienten Ende der Siebzigerjahre im Koma lagen, war der Skandal vertuscht worden, Rosa war ausgestiegen und hatte das *Maison Blanche* eröffnet. Sie musste an Matthieu und ihre Kleine denken. Sie war nie ein großes Risiko eingegangen. Nur so weit, dass es für ein gutes Leben reichte, aber halt nicht für eine Villa in Biarritz.

Nach der Jahrtausendwende kam das ganze Ausmaß zutage. Mehrere Patienten waren gestorben. Der Kerl, der sie aus dem Geschäft gedrängt hatte, verfügte inzwischen über so viel Einfluss, dass er dem Gericht eine Schuldige präsentieren konnte: Rosa. Er ließ einen Kronzeugen aussagen, der sie mit Dreck bewarf. Sie stellten es so dar, als trage sie Schuld am Tod Dutzender Patienten. *Madame la Mort*, wie die Presse sie nannte. Als seien die Toten nicht bereits krank gewesen, sondern hätten alle gerettet werden können. Neun Jahre Schweigen, erst danach hatten sie den wahren Drahtzieher überführt.

Rosa hielt sich vorm Spiegel im Flur eine Hand über den Kopf. Dass sie langsam zu schrumpfen begann, sich nicht mehr richtig aufrecht hielt, auch damit kam sie klar.



Die grauen Strähnen hatte sie mit jeder Farbe bekämpft, die ihr Friseur hatte auftreiben können. Nur rothaarig hatte sie nie sein wollen.

Du altes, eitles Biest, dachte sie, als es an der Tür klingelte. Um die Zeit öffnete sie normalerweise niemandem. Egal, wie hartnäckig er auch auf die Klingel drückte.

Sie setzte Wasser auf. Auf jenem Gasherd, den ihre Tochter jedes Jahr zu entsorgen versuchte, weil sie davon überzeugt war, dass ihre Mutter eines Tages vergessen würde, den Hahn abzusperrn, und sich in die Luft sprengte.

Das Klingeln nervte sie. Vielleicht ein neuer Postbote, der nicht wusste, dass er ihre Pakete bei der Nachbarin im Erdgeschoss abgeben sollte. Sie hörte ihren Namen. Ein Klopfen. Mit dem vollen Kaffeefilter in der Hand näherte sie sich der Tür und hörte die Stimme ihrer Enkelin.

»Nun mach schon auf. Ich weiß, dass du da bist. Wo sollst du sonst sein?«

Fünf Jahre war es her, seitdem Mado verschwunden war. Fünf Jahre ohne einen Anruf, ohne eine Karte. Was bildete das Kind sich ein? Dass es einfach auftauchte und alles war beim Alten? Rosa kehrte in die Küche zurück, setzte den Filter auf die Kanne, nahm den Kessel vom Herd und goss Wasser hinein.

Das Klopfen ging in ein Hämmern über.

»Was soll das? Mach die Tür auf«, rief Mado.

Es gab drei Phasen bei Rosa Kaaris. In der ersten regte sie sich auf. In der zweiten wurde sie wütend. In der dritten ganz ruhig. Etwas, was niemand wirklich erleben wollte.

Die Hand auf dem dicken Bund liegend, an dem zu viele Schlüssel hingen, von denen sie nicht wusste, zu welchem Schloss sie passten, sagte Rosa: »Nein.«

»Ich bitte dich.« Das klang nicht nach Mado. Ihr kleines Mädchen bat nie um etwas.

Rosa drehte den Schlüssel um. Die Tür sprang einen Spalt weit auf. Als müsse sie all ihren Mut aufbringen, dauerte es einen Moment, bevor Mado ihr in die Küche folgte, wo ihre Großmutter eine Brioche mit Marmelade bestrich.

Mados Hände umklammerten sie von hinten. Sie lehnte den Kopf an ihren Rücken. Sie sollte sich nichts vormachen, dachte Rosa. Sie würde ihre Enkelin nicht wegschicken, obwohl sie das verdient hatte. Sie freute sich, sie zu sehen, aber sie kam auch nicht gegen ihre Natur an. Sie drehte sich um und ohrfeigte Mado, die zurückschrak und auf die Küchenbank fiel, wo sie gesessen hatte, seitdem sie über die Tischkante blicken konnte. Sie war dürr gewesen, mit viel zu langen Fingern. Immer voller Zorn auf ihre Mutter. Auch jetzt sah sie abgemagert aus. Vor allem erschreckte Rosa der leere Blick in ihren Augen.

»Ist das jetzt deine Entschuldigung?«, schnauzte Rosa sie an.

Mados Grinsen explodierte auf ihren Lippen. Sie und sich entschuldigen, was für ein idiotischer Gedanke. Als Kind hatte sie jegliche Bestrafung wortlos hingenommen.

Eine Stunde nachdem Mado ihr alles gestanden hatte, nahm ihre Großmutter sie in den Arm. Am liebsten hätte sie ihr gesagt, dass alles nichts nutzte, egal, was eine Frau anzog, für welche Frisur sie sich auch entschied, Kerle

blieben Kerle. Das hatte ihre Enkelin inzwischen selbst herausgefunden.

Sie brauche sich keine Sorgen zu machen, beruhigte sie Mado. Sie würde sich um alles kümmern. Sie würde Serge nach Paris schicken, damit er hinter ihr aufräume. Sie ließ sich die Schlüssel zum Appartement geben und fragte sie, ob sie schon gegessen habe. Irgendwo gab es immer einen Rest Suppe in diesem Haushalt.

Mado sah zu ihr auf. In der Untertasse vor ihr lagen bereits sechs Kippen. Offenbar erinnerte sie sich nicht mehr daran, dass in der Wohnung ihrer Großmutter nicht geraucht werden durfte.

»Haben sie was im Fernsehen gebracht?«, fragte Rosa sie.

»Im Radio jedenfalls nicht«, sagte Mado.

»Das ist gut.«

Das letzte Mal, dass Rosa Kaaris ihre Wohnung verlassen hatte, war bei ihrer Verhaftung gewesen.

Nicht ganz freiwillig. Und das gleich für neun Jahre.

Sie würde niemandem erlauben, ihre Enkelin abzuholen.

## SCHWARZ

Das Maison Blanche lag auf einem Hügel, fünfhundert Meter von der Hauptstraße entfernt. Hohes Gestrüpp umgab Parkplatz wie Haus wie Garten. Die Fassade zur Straße hin wurde alle drei Jahre gestrichen. Der Bau einer Terrasse war angedacht und verworfen worden. Wer nachts besoffen ins Freie torkelte, musste höllisch aufpassen, sich nicht wegen der zurückgelassenen Bohlen den Hals zu brechen. Das Maison Blanche war immer da gewesen. Wenn auch erst ab Ende der Siebziger als Bauernkneipe.

Mado zögerte, die Tasche abzustellen. Durch die geöffnete Schiebetür drang Lachen in die Küche. Es roch frischer. Vielleicht war ihre Mutter endlich auf die Idee gekommen, hin und wieder zu lüften. Auch schien sie plötzlich aufzuräumen, statt überall ihre Sachen fallen zu lassen. Es sah so aus, als habe es Mado in diesem Haus nie gegeben. Selbst die Zeichnungen, die ihre Mutter auf Drängen ihrer Großmutter hatte rahmen lassen, hingen nicht mehr am angestammten Platz neben dem Vorratsraum.

Es war erniedrigend, wieder bei der eigenen Mutter einziehen zu müssen. Auch wenn Mado sich schwor, dass es nur für ein paar Tage sein würde.

Laure trat hinter der Theke hervor und ging mit einem Tablett zu einem der Tische. Diesen Hüftschwung, wie hielt sie den bloß durch, dachte Mado. Als Kind hatte sie ihn sich beizubringen versucht. Doch Mado war nicht ihr kleines liebes Mädchen gewesen, das nur den Schwung der Hüfte zu übernehmen brauchte, um so wie sie zu sein.

Den größten Teil ihres Lebens verbrachte Laure Kaaris nachts unter künstlicher Beleuchtung. Bloß kein Tageslicht, bloß keinen Urlaub. Überall war es so wie hier. Die Männer nicht anders, die Frauen nicht. Alles, was Laure brauchte, befand sich zwischen diesen Mauern und wer aus diesem Haus auszog, den gab es nicht mehr.

Als Rosa Kaaris ins Gefängnis einfuhr, hatte ihre Tochter das Maison Blanche übernommen. Sie war jünger, naiver, in den Augen der Nachbarn verruchter gewesen. Nachdem sie eine Zeit lang bei ihrer Tante gewohnt hatte, brachten die Gendarmen sie öfter nach Hause, was ihr nicht wirklich gefiel. Rosa hatte ihr Geld zustecken müssen, weil sie nichts besaß. Eine Frau mit einer kleinen Tochter, die lieber in wilder Ehe mit Kerlen zusammenlebte und nicht wirklich überblickte, worauf es ankam. Mit Rosas Festnahme kehrte sie in den Schoß der Familie zurück. Der Übergang geschah reibungslos, so als wäre Laure darauf vorbereitet gewesen. Hartnäckig hatte sich lange Zeit das Gerücht gehalten, sie steige mit den Bauern der Gegend für ein kleines Entgelt ins Bett. Ein Geschäftszweig, den sie, je älter sie wurde, eingestellt hatte.

Für Mado war dasselbe Leben vorgesehen gewesen.

Sie stellte die Tasche auf einem der Plastikstühle ab, trat ans Fenster und sah in den Garten. Im eingefallenen Gewächshaus wucherte es grün. Die Kiefern grenzten den Garten weiterhin zu den Feldern ab. Die Wäschespinnne hatte einen dumpfen Rostton angenommen. Die leeren Weinkartons standen gestapelt neben dem Holzverschlag. Laure füllte den Wein in Flaschen um und beklebte sie mit Etiketten, weil die Touristen, die sich hierher verirrteten, keinen Wein aus Kartons tranken.

Als sie durch die Schiebetür trat, fühlte es sich an, als sei sie nie weg gewesen. Ein Junge, mit dem sie zur Schule gegangen war, nickte ihr zu. Mit wässrigen Augen und dem festen Glauben, es eines Tages auch von hier wegzuschaffen. Laure, die Glut der Zigarette knapp vor den Lippen, starrte sie an. Eine Hand ruhte auf dem Zapfhahn. Sie presste die Lippen zusammen, was wohl heißen sollte, habe ich es mir doch gedacht.

Mado musste zugeben, dass ihre Mutter die letzten fünf Jahre und den Sprung über die vierzig schadlos überstanden hatte. Sie war nur etwas runder im Gesicht geworden. Zu der Frisur, am Nacken ausrasiert, hätte sie ihr nicht geraten. Aber sie stand noch immer auf waghalsig hohen Schuhen da, eingekleidet von ihrer besten Freundin, weil sie ihrem eigenen Geschmack misstraute. Den Hals versteckte sie weiterhin mit bunten Schals, von denen sie Dutzende besaß.

Ihre Mutter war sicher nicht die Einzige, die in diesem Moment dachte, dass ihre Tochter endlich zur Vernunft gekommen sei. Der Milchlieferant kniff sich in die Nase.

Laurent Binet, der seinen Hof sicher noch nicht an seinen Sohn übergeben hatte, rief seinen Hund zu sich, um ihn darauf aufmerksam zu machen, wer denn da nach Hause gekommen sei.

Mado war zurück und damit Ende und aus.

Ihre Mutter begrüßte sie mit flüchtigen Küssen auf die Wangen und wandte sich einem der Brüder Morin zu, der die Zeche für sich und seinen Bruder bezahlte. Als der mitbekam, dass sein jüngerer Bruder Geld über die Theke schob, kam es zum Streit darüber, dass er sein Bier selber zahlen könne. Sie schubsten einander aus dem Maison Blanche, um sich auf dem Parkplatz abwechselnd in den Schwitzkasten zu nehmen, bis der Jüngere dem Älteren einen Faustschlag versetzte und so die besseren Argumente besaß.

Laure drehte den Ehering an der linken Hand, von dem niemand wusste, wer ihn ihr je übergestreift haben sollte. Es war eher wahrscheinlich, dass sie ihn sich selbst gekauft hatte.

Auf nach Paris, hatte Mado sich gesagt. In ein Leben ohne Schläge, hatte sie sich gesagt. In ein Leben ohne Hausarrest, stattdessen voller Partys, Drogen und guter Musik. Zugegeben, Mado hatte es ihrer Mutter nie leicht gemacht. Vielleicht wäre sie selbst an so einer Tochter verzweifelt. Laure hatte den unverzeihlichen Fehler begangen, sie als Vertraute anzusehen. Dabei war sie nur ein Kind gewesen, wenn ihre Mutter sie in ihrem Bett schlafen ließ, um sich auszuheulen, sich auszukotzen. Irgendwann ging einem das Mitleid aus. Selbst als Kind. Weil sich nie etwas änderte und Mado ständig der Müll-

eimer für alles war, was im Leben von Laure Kaaris schief lief.

Mit roten Lippen wie eine Leuchtreklame betrachtete ihre Mutter sie mit einem Ausdruck abgrundtiefer Selbstgerechtigkeit. Sie hatte recht behalten. Mit einer Tochter wie Mado landete man auf dem Sozialamt. Mit einer Tochter wie Mado gab es Scherereien. So wie sicher jetzt auch. Sie brauchte nicht zu fragen, was los war. Sie sah es ihr an.

Fünf Jahre.

Bis auf die Touristen, die am Kicker um Schnäpse spielten, kannte Mado jedes Gesicht, und keines davon hatte sie je wiedersehen wollen. Das Hirn der Säufer im Maison Blanche war so auf Mindestgröße zusammengeschnitten, dass sie nur langsam begriffen, wer da hinter der Theke aufgetaucht war. Sie freuten sich, sie wiederzusehen, und stritten sich darum, wer ihr als Erster einen ausgeben durfte.

Mado wollte nicht gleich den ersten Tag verderben. Sie stieß mit allen an und wünschte sich einen Stromausfall herbei, um die feisten Gesichter nicht ertragen zu müssen. Als Binet sie um die Taille fasste und an sich zog, drehte sie sich geschickt aus der Umklammerung heraus, schob die lange Reise als Entschuldigung vor und schlüpfte durch die mit Aufklebern übersäte Schiebetür zurück in die Küche.

Sie hatte nichts gegessen, und der Schnaps zeigte bereits Wirkung. Sie fühlte sich überdreht. Aufgepeitscht. Auf dem Küchentisch schnitt sie sich ein Stück Käse vom Laib ab und fand einen Rest Brot in einer Tüte.

Wenigstens der aufgeplatzte Putz über der Spüle war noch da. Wenigstens knarrte jeder Schritt auf dem Holzboden. Sie zupfte das Shirt runter, das ihren Bauch freilegte, als sie den Pullover auszog, und ließ ihn auf einen Stuhl fallen. Wo war ihre Schwester?

Oben im Gang zu den Schlafzimmern schlug ihr stickige Luft entgegen. Im Dachgeschoss gab es kaum Fenster. Es roch muffig wie auf einem Speicher, was daran lag, dass ihre Mutter selbst Ende April noch heizte, als ständen die ersten Schneestürme vor der Tür.

Zwei mit Wasser gefüllte Eimer versperrten Mado den Weg. Nichts fürchtete Laure Kaaris so sehr wie einen Kabelbrand, der den Dachstuhl in Brand setzte. Für einen Feuerlöscher war nie Geld übrig gewesen. Warum es aus dem Fenster schmeißen, wenn es Wasser aus dem Hahn gab? Die ganze Familie Kaaris war äußerst pragmatisch unterwegs. Mado nahm sich da nicht aus.

Ihre Schwester hatte ihr altes Zimmer in Beschlag genommen. Ein riesiger Fernseher hing an der Schräge über dem Bett. Verelles Strumpfhosen ordentlich aufgehängt an einer Schnur. Zwei bunte Sitzkissen. Leere Plastikflaschen. Mados altes Eisenbett. Sogar ein Kreuz neben dem Waschbecken. Das war neu. Vielleicht war aus Verelle ja eine Nonne geworden. Mado drückte die Tür zum Badezimmer auf.

Die Risse in der Decke waren noch da, als sie Verelles ehemaliges Zimmer betrat, und auch die Farbeimer, mit denen ihre Mutter vor Jahren hier alles hatte streichen wollen. Mado bekam Kopfschmerzen, öffnete das Fenster, das sich nur kippen ließ. Sie suchte in ihrer Tasche nach

den Schlaftabletten, von denen sie schon während der Zugfahrt zwei geschluckt hatte.

Ihre Großmutter hatte im Gefängnis gegessen. Ihre Mutter war eine Hure. Ihre Schwester eine Nonne. Sie eine Mörderin.

Eine perfekte Familie.

## WEISS

Nach dem Regen vom Vormittag musste Verelle auf dem glitschigen Pfad aufpassen, wohin sie die Füße setzte. Sie schlug ihn ungerne ein, weil sie ständig Gefahr lief, dass sich plötzlich kleine Steine in ihren Schuhen befanden. Ein Schuster hatte sich die Sohlen angeschaut. Keinerlei Riss. Wie kamen also die Steine in die Schuhe? Auch jetzt fühlte es sich an, als würde sie unter der Ferse etwas spüren. An der Steigung zum Parkplatz zog sie sich an den Ästen hoch, um das Gleichgewicht zu halten. Die Strumpfhose war mit Dreckspritzern übersät, nur weil sie ein paar Minuten hatte einsparen wollen. Die Strandtasche aus Leinen streifte einen Strauch und blieb hängen. Sie riss daran und schob sie über die Schulter zurück. In einer Mulde rechts von ihr lag die Kühltruhe, die ihre Mutter letztes Jahr entsorgt hatte. Das blanke Metall nahm bereits Grünspan an. Auch ihr erstes Fahrrad war dort gelandet, weil die Senke weder vom Parkplatz noch von der Straße aus einzusehen war.

Verelle schaltete die Taschenlampenfunktion ihres Smartphones an und beleuchtete den Pfad, um nicht noch in letzter Sekunde im Dreck zu landen. Sie war in die Stadt gegangen, um Raymond zu sagen, dass sie ihn nicht so liebe, wie er sie liebe. Er hatte sie einfach gehen lassen, was sie ihm hoch anrechnete. Morgen würde sie ihn allerdings schon wieder treffen müssen, weil sie ihre Jacke in seinem Zimmer vergessen hatte und zu faul gewesen war, auf halber Strecke umzudrehen.

Als sie endlich auf dem Parkplatz stand, blieb sie abrupt stehen und schaute zum Dach hoch. Auf der falschen Seite brannte Licht. Was merkwürdig war, weil ihre Mutter ihr jede Birne, die unnütz brannte, unter die Nase rieb. Wer bezahlte alle Rechnungen? Sie. Wann dürfte ihre Tochter überall das Licht anlassen? Wenn sie eine eigene Wohnung besäße.

Wenn das bedeutete, was Verelle gerade dachte, hatte sie gar keine Lust mehr, nach Hause zu gehen. Sie schnaufte und stampfte mit dem Schuh in den Kies. Immer wenn es gut lief, passierte irgendwas, dass sie sich schlecht fühlte.

Mado.

Ihre Schwester hatte sie vom ersten Moment an gehasst, als sie auf die Welt gekommen war. Sie habe keine Schwester haben wollen, hatte sie jedem unter die Nase gerieben. Nicht einen Moment hatte Mado darüber nachgedacht, was es für Verelle bedeutete, wenn sie einfach nach Paris abhaute. Verelle war fassungslos gewesen, als ihre Mutter nicht nach ihr suchte und der Meinung war, Mado sei weg, dann solle sie auch wegbleiben.

Verelle nahm eine Tube aus der Tasche und cremte sich die Hände ein. Ihre Haut war so weiß. Wenn sie länger als zehn Minuten in der Sonne saß, musste sie gleich in den Schatten. Auch jetzt hatte sie einen leichten Sonnenbrand vom Nachmittag. Daran war natürlich Raymond schuld, weil er den Schirm nicht hatte aufspannen wollen. Raymond war Geschichte, aber eine Schwester wurde man nicht so leicht los, wie sich gerade zeigte.

Mado sollte verschwinden. Alles würde sich wieder nur um sie drehen. Obwohl Verelle putzte, sich ums Essen kümmerte, ein eigenes System entwickelt hatte, wann was zu waschen war, sogar Buch über den Getränkervorrat führte und sich um die Bestellungen kümmerte. Wie ihre Mutter es ihr beigebracht hatte, kassierte sie zweimal bei den Besoffenen ab, sobald deren Kopf auf der Theke lag. Alles egal, sie blieb doch nur die zweite Tochter. Die Nachzüglerin. Der Unfall. Nicht gewollt.

Verelle war wütend. Mado sollte verschwinden. Für sie war hier kein Platz mehr. Sie konnte nicht einfach zurückkommen und so tun, als wäre sie nie weg gewesen. Vielleicht sollte sie auch einmal weglaufen, dachte Verelle. Nur wohin? Wie ihre Schwester nach Paris? Sie wollte nicht weg. Sie wollte hier sein. Das war ihr Zuhause.

Sie kniff sich in den Unterarm, bis der Schmerz so groß war, dass sie die Luft anhalten musste, um ihn auszuhalten. Sie strich ums Haus und konnte sich nicht überwinden hineinzugehen. Unter dem Vordach im Garten, zwischen den Hängematten, in denen sie im Sommer lag und Musik hörte, dachte sie an die drei Hunde und zwei Katzen, die sie zwischen den Sträuchern beerdigt hatten.

An guten Tagen bemühte sie sich, die Erinnerungen an Mado wie bei einem Puzzle zusammensetzen, in dem es zu viele Teile gab, die nicht zueinanderpassten. An schlechten tat sie so, als habe sie keine Schwester, als sei das alles nur ein Gerücht.

Mado würde auf ihr altes Zimmer bestehen und ihre Mutter sie sicher nicht davon abhalten. Es lag direkt über der Kneipe. Wenn die Dusche zu lange lief, färbte sich die Wand dunkel und wurde nass. Wehte der Wind aus der falschen Richtung, hörte sie bei offenem Fenster die nahe Autobahn. Sie mochte das Geräusch, weil es sie daran erinnerte, dass da draußen alle irgendwohin fuhren, weil sie alle nicht zu schätzen wussten, wie gut sie es hier hatten. Nur sie, sie wusste das. Vielleicht beabsichtigte Mado ja nur, ihre Mutter um Geld anzuhauen. Egal, welcher Grund auch immer, sie sollte nicht hier sein.

Sie würde alles durcheinanderbringen. Sie verstand sich so gut aufs Lügen. Notlügen, dreiste Lügen, Lügen, die sie erfand, wenn sie in die Ecke getrieben wurde, und Lügen, bei denen es ihr einfach nur Spaß machte, wenn einer auf sie hereinfiel. Niemand, wirklich niemand log so dreist wie ihre Schwester und hielt für sich immer eine Entschuldigung parat.

Verelle zog den rechten Schuh aus und fuhr mit der Hand hinein. Nichts. Kein einziger Stein.

Sie kniff sich in den Arm.

Der Schmerz half, als sie die Tür aufdrückte.